

(Nachdruck verboten.)

121

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf G. S.

Wieder ertönte eine schüchterne, flehende, so jämmerliche Stimme, daß in ihr gar nichts Menschliches zu sein schien. „Herrgott, was ist das?“ dachte Romaschow, der wie angewurzelt am Spiegel stand, in sein blasses Gesicht blickte und es doch nicht sah, mit einem Gefühl, als wenn sein Herz bebte und zerspringen wollte. „Herrgott, wie schrecklich!“

Die klägliche Stimme sprach ziemlich lange. Als sie geendet hatte, rollte wider der tiefe Baß des Kommandeurs, jetzt aber ruhiger und sanfter, als hätte Schulgowitsch seinem Born bereits Luft gemacht und seinen Nachdurst durch den Anblick fremder Demütigung gestillt.

Er sprach abgerissen:

„Gut. Zum letztenmal. Aber merken Sie sich, es ist zum letztenmal. Verstanden? Schreiben Sie sich das auf Ihre rote Saufnase. Wenn mir noch einmal Gerüchte zu Ohren kommen, daß Sie trinken . . . Was? Gut gut, ich kenne Ihre Versprechungen. Daß Sie mir die Notte zur Befichtigung gut instand bringen! Ist keine Notte, sondern eine Schweinebande! In acht Tagen komme ich selbst und sehe nach . . . Und dann will ich Ihnen raten: Zuerst zahlen Sie mir das Soldatengeld wieder heraus und legen Rechenschaft ab. Verstanden? Das morgen alles fertig ist! Was geht mich das an? Zeugen Sie immer drauflos . . . Ich halte Sie nicht, Hauptmann. Habe die Ehre.“

Jemand bugsierte unsicher durchs Zimmer und ging auf den Lehenspitzen, mit den Stiefeln knarrend zum Ausgang. Aber sofort hielt ihn die Stimme des Kommandeurs, die plötzlich übermäßig streng geworden war, um sich nichts zu vergeben, zurück:

„Halt da, kommen Sie mal hierher, Sie Teufelspfefferbüchse . . . Läuft nun natürlich zu dem Juden, ah? Stellt Wechsel aus? Ach, Du Schaf, Schaf, Schafstopf . . . Daß Dir der Teufel in die Leber fahre! Eins, zwei . . . Einer, zwei, drei, vier . . . Dreihundert . . . Mehr habe ich nicht. Gib sie mir zurück, wenn Du kannst. Psiu Teufel, was machen Sie für Gemeinheiten, Hauptmann!“ schrie der Oberst aus vollem Halse und schraubte seine Stimme zur höchsten Höhe hinauf. „Wagen Sie niemals wieder dergleichen! Das ist eine Gemeinheit! . . . Aber nun marsch, marsch, marsch! Zum Teufel, Herr, zum Teufel. Habe die Ehre! . . .“

In das Vorzimmer trat, ganz rot, mit Schweißtropfen an der Nase und den Schläfen und mit umgekrempeltem, verfürtem Gesicht der kleine Hauptmann Swjetowidow. Seine rechte Hand stak in der Tasche, und in ihr knisterten neue Kassenscheine. Bei Romaschows Anblick trippelte er hastig, sicherte unnatürlich und preßte mit seiner feuchten, brennenden, zitternden Hand krampfhaft die des Leutnants. Seine Augen ließen starr und verwirrt hin und her und sondierten gleichzeitig Romaschow: Hat er es gehört oder nicht?

„Der Wüterich! Wie ein Tiger! flüsterte er ungezwungen und vertraulich nach dem Zimmer zu nickend. „Aber das macht nichts!“ Swjetowidow bekreuzigte sich schnell und zitternd zweimal. „Macht nichts. Ich danke Dir, Herr, danke Dir, Herr!“

„Von—da—ren—fo.“ schrie der Regimentskommandeur hinter der Wand, und der Klang seiner ungeheueren Stimme füllte mit einem Male alle Winkel des Ganzen, und schien die dünne Wand des Vorzimmers ins Wanken zu bringen. Er setzte niemals eine Klingel in Bewegung, sondern verließ sich auf seine ungewöhnliche Stimme. „Wondarenko! Wer ist da noch, laß ihn herein.“

„Wie ein Teu!“ flüsterte Swjetowidow mit falschem Lächeln. „Adieu, Leutnant. Wünsche Ihnen leichte Predigt.“

Aus der Tür tauchte der Bursche auf, ein typischer Offiziersbursche mit regelmäßig-frechem Gesicht, geöltem Scheitel an der Seite des Kopfes und in weißen Zwirnhandschuhen. Er sprach in ehrerbietigem Tone, blickte aber gleichzeitig frech, sogar etwas mit den Augen blinzeln, dem Leutnant direkt ins Gesicht: „Herr Oberst bitten Herrn Leutnant.“

Er öffnete die Tür zum Arbeitszimmer, trat zur Seite, wich etwas zurück und machte Platz. Romaschow trat ein.

Oberst Schulgowitsch saß an einem Tisch in der linken Ecke vom Eingang. Er war in grauer Litewka, unter der prächtig glänzende Wäsche sichtbar war. Die fleischigen, roten Hände lagen auf den Lehnen eines Holzsessels. Das riesige, greisenhafte Gesicht mit einer kurzen, grauen Haarbürste auf dem Kopf und weißem, keilförmigem Bart war mürrisch und kalt. Die farblosen hellen Augen blickten feindselig drein. Auf die Verbeugung des Leutnants nickte er kurz mit dem Kopfe. Romaschow bemerkte plötzlich an seinem Ohr einen silbernen Ohrring in Gestalt eines Halbmondes mit einem Kreuze und dachte, „den Ohrring habe ich doch früher nicht gesehen.“

„Das ist nicht hübsch, Herr.“ begann der Kommandeur im Brüllbaß, der aus der Tiefe seines Leibes zu kommen schien, und machte eine lange Pause. „Schämen Sie sich, Herr!“ fuhr er, den Ton erhöhend, fort. „Dienen kaum ein Jahr und machen schon solche Sachen. Ich habe vielen Grund, mit Ihnen unzufrieden zu sein. Seien Sie so gut; was ist denn das? Der Regimentskommandeur macht ihm eine Bemerkung, worauf er, der kümmerliche Unterleutnant, Fähnrich, sich erlaubt, mit dummem Geschwätz zu antworten. Das gehört sich nicht.“ schrie der Oberst plötzlich so betäubend, daß Romaschow zusammenfuhr. „Frechheit! Gehört sich nicht!“

Romaschow blickte mürrisch zur Seite, und es kam ihm vor, als wenn keine Macht der Welt ihn zwingen könnte, die Augen abzuwenden und dem Oberst ins Gesicht zu blicken. „Wo ist Dein Ich?“ klang es spöttisch in seinem Innern. „Jetzt mußt Du stramm stehen und schweigen.“

„Wer mir es hinterbracht hat, werde ich Ihnen nicht sagen, aber mir ist aus sicherer Quelle bekannt, daß Sie trinken. Das ist ekelhaft. Junger Mann, Gelbschnabel, der eben erst aus der Schule gekommen ist, säuft im Kasino wie ein Schustergejelle! Liebster, ich weiß alles; mir bleibt nichts verborgen. Ich weiß vieles, wovon Sie keine Ahnung haben. Wenn Sie auf der schiefen Ebene abwärts rollen, so ist das Ihre Sache. Ich sage Ihnen aber zum letztenmal: Merken Sie sich meine Worte. Geht nämlich immer so: Zuerst ein Gläschen, dann noch eins, und schließlich endet so ein Leben hinter dem Zaun. Prägen Sie sich das in Ihren Schädel, Herr. Außerdem aber merken Sie sich: Wir sind sehr langmütig, aber schließlich hat jede Engelsgeduld ein Ende . . . Treiben Sie uns nicht zum äußersten. Sie sind nur einer, die Offiziersgesellschaft aber ist eine ganze Familie. Schließlich nimmt man Sie einfach beim Wicel und entfernt Sie aus der Gesellschaft.“

„Ich stehe da und schweige.“ dachte Romaschow voll Kummer und blickte unverwandt auf den Ohrring im Ohre des Kommandeurs. „Und ich müßte doch sagen, daß ich selbst diese Familie nicht schäme und bereit bin, sofort aus ihr auszutreten und zur Reserve zu gehen. Soll ich das sagen? Was ich es denn?“ Romaschows Herz zitterte und hämmerte wieder; er machte sogar eine schwache Bewegung mit den Lippen und schluckte Speichel, blieb aber wie früher unbeweglich stehen.

„Und überhaupt Ihre ganze Führung . . .“ fuhr Schulgowitsch in grausamem Tone fort. „Im vergangenen Jahre, als Sie noch nicht einmal ein Jahr gedient hatten, haben Sie zum Beispiel um Urlaub gebeten. Haben mir etwas von einer Krankheit Ihrer Mutter erzählt und mir auch einen Brief von ihr gezeigt . . . Nun, ich wage ja gar nicht, verstehen Sie — ich wage nicht, meinem Offizier nicht zu glauben. Sprechen Sie von Ihrer Mutter, nun, so ist es eben die Mutter. Kommt alles vor. Aber sehen Sie — da kommt eins zum anderen, und Sie müssen doch einsehen . . .“

Romaschow fühlte schon längst, daß, zuerst kaum merklich, dann aber immer heftiger und heftiger, sein linkes Knie zu zittern begann. Endlich wurde diese unfreiwillige, nervöse Bewegung so stark, daß sein ganzer Körper zitterte. Das war sehr albern und fatal, und Romaschow dachte voll Scham, Schulgowitsch könnte dieses Zittern für Furcht halten. Als aber der Oberst von seiner Mutter sprach, strömte plötzlich Romaschow das Blut in heißer, berausgender Welle zu Kopfe,

und das Zittern hörte sofort auf. Zum erstenmal erhob er den Blick und sah Schulgowitsch voll Gafz, mit festem und, wie er selbst fühlte, verwegendem Ausdruck, der gleichsam im Nu den riesigen Abstand zwischen dem kleinen Leutnant und dem mächtigen Kommandeur beseitigte, direkt auf den Nasenrücken. Das ganze Zimmer wurde plötzlich dunkel, als wenn die Vorhänge zugezogen wären. Die dumpfe Stimme des Kommandeurs fiel in eine klanglose Tiefe. Es trat eine Pause voll schrecklicher Dunkelheit und Stille ein, ohne Sinn, ohne Willen, ohne alle äußeren Eindrücke, fast ohne Bewußtsein, außer der einen schrecklichen Gewißheit, daß jetzt gleich in dieser Minute etwas Absurdes, nicht wieder Gutzumachendes, Schreckliches passieren würde. Eine sonderbare, gleichsam fremde Stimme flüsterte Komaschow plötzlich ins Ohr: „Gleich schlage ich ihn,“ und Komaschow wandte langsam den Blick auf die große, fleischige Greisenwange . . .

Dann sah er, wie im Traum und ohne es recht zu verstehen, daß in Schulgowitschs Augen abwechselnd Erstaunen, Furcht, Unruhe, Mitleid sich spiegelten.

Der unsinnige, unwiderstehliche Drang, der Komaschows Inneres so drohend und mit so elementarer Gewalt erfüllt hatte, wich plötzlich zurück, verging und entschwand. Komaschow seufzte tief und schmerzlich, wie aus einem Schlaf erwachend. Alles war in seinen Augen mit einemmal einfach und alltäglich. Schulgowitsch deutete verwirrt auf einen Stuhl und sprach mit unerwarteter, grober Freundlichkeit:

„Pfui Teufel . . . was sind Sie empfindlich . . . Na, setzen Sie sich, hol's der Teufel! Ja, so seid Ihr alle. Seht mich an wie ein wildes Tier. Schreit der alte Grautopf mal ohne Grund und Sinn, um, so hol ihn der Teufel. Ich sage Ihnen aber“ — seine tiefe Stimme geriet plötzlich in warme Erregung — „ich sage Ihnen, weiß Gott, ich liebe Euch alle wie meine Kinder. Glauben Sie denn, ich habe Ihrwegen nichts auszustehen? Ich leide nicht? Ach, Leute, Leute, Ihr versteht mich ja nicht! Nun, wenn schon, habe ich mich einmal ereifert, bin wirklich zu weit gegangen — kann man einem alten Mann deswegen böse sein? Ach — junges Gemüse! Also — Frieden. Wir sind fertig. Hand. Kommen Sie zum Mittagessen.“

Komaschow verbeugte sich schweigend und drückte die ihm hingestreckte große, weiche, kalte Hand. Das Gefühl der Kränkung war vergangen, aber ihm war nicht leichter zumute. Nach den heutigen großen, stolzen Morgengedanken fühlte er sich jetzt wie ein kleiner, kümmerlicher, blasser Schuljunge, wie ein unfreundlicher, schüchtern, verstohener Knabe — und dieser Uebergang schmerzte. Dagegen dachte er, als er hinter dem Oberst ins Speisezimmer schritt, seiner Gewohnheit gemäß über sich in der dritten Person:

„Finstere Gedanken furchten seine Stirn.“

Schulgowitsch hatte keine Kinder. Zu Tisch kamen seine Frau, eine volle, starke, bedeutende, schweigsame Dame ohne Hals mit vielen Unterarmen. Trotz des Vincenez und des hochmütigen Blickes war ihr Gesicht einfältig und machte den Eindruck, als wenn es schnell aus Teig gebacken und mit Rosinen statt der Augen versehen wäre. Hinter ihr schleppte sich, mit den Füßen schurrend, die alte Mutter des Obersten herein. Eine kleine, taube, aber noch unternehmende, giftige und das große Wort führende Alte. Sie musterte Komaschow scharf und ungeniert von oben bis unten durch ihre Brille und stieß ihm ihre kümmerliche, dunkle, ganz runzelige, mumienähnliche Hand zum Kuß direkt in die Lippen. Dann wandte sie sich an den Oberst und fragte in einem Tone, als wenn außer ihnen beiden niemand im Zimmer wäre:

„Wer ist denn das? Den kenne ich nicht.“

Schulgowitsch legte die Hände am Munde zu einem Rohr zusammen und schrie der Alten unmittelbar ins Ohr:

„Unterleutnant Komaschow, Mamachen. Ein schöner Offizier . . . Frontsoldat und tüchtiger Burche . . . Aus dem Kadettenkorps. Ach ja!“ erinnerte er sich plötzlich, „Leutnant, Sie sind ja wohl wie wir aus Pensa?“

„Zu Befehl, Herr Oberst, aus Pensa.“

„Nun ja, nun ja . . . jetzt fällt es mir wieder ein. Wir sind ja Landsleute. Aus Narowitschat, nicht wahr?“

„Zawohl, aus Narowitschat.“

„Nun ja . . . Wie habe ich das vergessen können, aus Narowitschat, dicht beieinander. Wir sind aus Inzarski, Mamachen!“ trompetete er der Mutter wieder ins Ohr. „Unterleutnant Komaschow ist unser Landsmann aus Pensa! . . . Aus Narowitschat! . . .“

„A-a!“ Die Alte bewegte vielsagend die Brauen. „So,

so, so . . . Ich glaube . . . Das heißt also, Sie sind der Sohn Sergei Petrowitsch Schischkins?“

„Mamachen! Sie irren sich! Der Name des Unterleutnants ist Komaschow und nicht Schischkin! . . .“

„Ja, ja, ja . . . Das sage ich auch . . . Sergei Petrowitsch habe ich nicht gefannt . . . Nur vom Hörensagen. Aber Peter Petrowitsch habe ich sogar sehr häufig gesehen. Unsere Besichtigungen lagen, glaube ich, nebeneinander. Sehr, sehr angenehm, junger Mann . . . sehr lobenswert von Ihnen.“

„Jetzt fängt sie an zu knarren, die alte Schraube,“ sagte der Oberst halblaut mit grober Gemüthlichkeit. „Setzen Sie sich, Leutnant . . . Leutnant Fedorowski!“ schrie er in die Thür. „Machen Sie da Schluß und kommen Sie Wodka trinken!“

Ins Speisezimmer trat schnell der Adjutant. Er speiste nach der bei vielen Regimentern eingebürgerten Gewohnheit stets beim Kommandeur. Mit leisem, gewandtem Sporenklirren trat er zu einem abseits stehenden Majolikatisch mit Zmbiß, goß sich Wodka ein und trank und aß ohne Ueberstürzung. Komaschow empfand Neid gegen ihn und einen lächerlichen, feinen Respekt.

„Wünschen Sie Wodka?“ fragte Schulgowitsch. „Sie trinken doch?“

„Nein. Danke ergebenst. Ich möchte nicht,“ erwiderte Komaschow heiser und räusperte sich.

„Nun, das ist schön. Das allerbeste. Ich wünsche, daß es so bleibt.“

Das Essen war nahrhaft und wohlwärmend. Offenbar hatten der kinderlose Oberst und die Frau Oberst eine harmlose Passion, und die bestand in gutem Essen. Es gab eine aromatische Suppe aus jungen Wurzeln und Gemüse, gebratene Brachsen mit Buchweizengrüße, eine schön gemästete Gansente und Spargel. Auf dem Tisch standen drei Flaschen — Weiswein, Rotwein und Madeira — allerdings schon angebrochen und mit silbergezierten Korken versehen, aber teure, gute, ausländische Marken. Der Oberst aß — als wenn der kürzliche Bornesausbruch seinen Appetit befördert hätte — mit besonderem Genuß und so hübsch, daß es eine Lust war, ihm zuzuschauen. Die ganze Zeit über scherzte er freundlich-grob. Als die Spargel gereicht wurden, steckte er die blendend weiße, stark gestärkte Serviette tiefer hinter den Kragen seiner Witwka und sagte vernünftig:

„Wenn ich Zar wäre, würde ich immer Spargel essen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Am Indus vor viertausend Jahren.

Von den Ureinwohnern Indiens wissen wir wenig. Unsere Kunde schöpfen wir aus Gräberfunden. Daneben berichten uns einiges die Vieder der Arier, die um 2500—2000 v. Chr. aus den Hochebenen Iraniens über das Pamir und Hindukusch in das Fünftstromland eindringen. Die ältesten Gräber bergen noch keine Metallverarbeitungen. Später finden sich eiserne Pfeilspitzen, Messer, Lanzen, Dreifüße, Steigbügel u. a., die eine fortgeschrittene Technik und ein höheres Können verraten. Die arischen Gesänge der Heroenzeit, die Leben, schildern uns die Ureinwohner von schwarzer Farbe, kleiner und häßlicher Gestalt trotz alles überladenen Schmuckes an Gold und edelen Steinen, mit kleinen Augen und breiter, stumpfer Nase. So bilden sie einen scharfen Kontrast zu dem hohen und schlanken Wuchs, der weißen Haut und dem scharf geprägten Profil der Arier — schönhaft nennen diese die nach ihrem Bilde gestalteten Götter. Die religiösen Vorstellungen der Ureinwohner, der Dasyu, sind roh und ihrem Leben angepaßt: sie verehren die Naturgewalten als feindliche Dämonen. Wie im Dicht der Tiger und die Giftschlange lauern, wie der stürzende Regen und der tosende Orkan das leichte Blätterdach davontreiben, wie Elefant, Wild- und Stachelhäuten die lärgliche Ausfaat verwüsten, so verfolgen böse Gespenster den Eingeborenen von der Geburt bis zum Grabe. Im Wasser und in der Luft, in den Schreden des Urwalds und der Wüste stellen sie ihm nach und lechzen nach seinem Blute. Und nur durch Beschwörung, Zauberei und die Teufelstänze verzücker Schamanen vermag man ihren unheimlichen und vernichtenden Grimm abzuwehren und zu bannen.

Das Bild, das uns hier entworfen wird, leitet im großen und ganzen in das Leben, wie es die Berg- und Dschungelstämme noch heute führen. Vielfach noch gewinnen diese mit dem Zugspitzen und im Feuer gehärteten Grabstöß ihre Nahrung an Wurzeln und Knollen. Gorden, die etwas weiter fortgeschritten, brennen Jahr für Jahr ein Stück Urwald ab, um in der Asche ihre kümmerliche Saat zu bestellen. Ist die Ernte eingebracht, so geht es nomadisch weiter mit dem einzigen Besitz von wenigen Ziegen und Schafen und dem ungetrennlichen Begleiter, dem kleinen Pariahunde. Die geringen Fertigkeiten beschränken sich auf das Weben

von Nehen aus Schlingpflanzen und Baumast. Man verfeht es, Quellen und Lämpel zu vergiften und so ein Gericht Fische zu erlangen, die Tiere des Waldes mit dem Pfeil zu treffen oder in Schlingen und Fallgruben zu fangen. Aus der quirlenden Reibung zweier Hölzer gewinnt man das Feuer, an dem man die Speise röstet. Ein Schurz aus Blättern, der gerade die Blöße deckt, ist die einzige Kleidung, ein Blätterdach oder ein überhängendes Fels die Wohnstätte. Aber so niedrig die Kultur, der Charakter dieser Menschen zeigt ganz die edleren Züge der naturwüchsigen Ursprünglichkeit: hohes Selbstbewußtsein und ungebändigter Unabhängigkeitsdrang, größte Tapferkeit, Treue und Ehrlichkeit. Auch die Eheformen bewegen sich auf der Stufe des primitiven Lebens. Es kommt sowohl die Familie nach Vater- wie nach Mutterrecht vor; in der ersteren ist die Monogamie die Regel. In Kurug, bei den Toba, den Kuramba u. a. gelten die Brüder des Mannes ohne weiteres als die Gatten der Frau. Bei mehreren Kasten an der Malabarküste herrscht noch heute die uralte Sitte, daß die Frau den Mann wählen und nach Belieben entlassen kann; die Kinder aus solcher Verbindung folgen der Sippe der Mutter. Wo die Horde sich zum Stamm erweitert hat, steht ihm ein erblüher oder von den Familienoberen gewählter Häuptling vor, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu leiten und die Gemeinschaft nach außen zu vertreten.

Neben solchen Stämmen niederster Kultur kennen die Veden auch beträchtlich fortgeschrittenere. Ziehen jene Nisāta unweit umher, tragen sie ihren Namen, weil die heilige Herdflamme des festen Hauses ihnen unbekannt, so sind die Nishadastämme nicht nur bereits ansässig geworden, ihres Reichthums wegen werden sie von den Ariern gehaßt, die mit ihnen in ständiger Raubfehde liegen. „Oftmals werden die Götter, vor allem Indra, der Burgenzerstörer Purandara gepriesen, weil sie Hunderte von Burgen der schwarzhäutigen Dasyu gebrochen haben; ja, die letzteren haben nicht nur feste Plätze zur Wehr gegen die Feinde, sondern auch „Winterfluchten“, Herbst-, Regen- und Wollenburgen auf ihren Bergen, zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen in der Ebene und gegen die schädlichen Miasmen. Die schlangenanbetenden Stämme der Nāga müssen bekämpft werden wegen ihres Reichthums an kostbarem Besitz. Ihre Hauptstadt, in der ihr Fürst Wasuki herrscht, ist überreich an Schätzen und schönen Frauen; der Fürst besitzt einen Talisman, der selbst Tote wieder zum Leben erwecken kann.“ Und die Träger dieser Reichthümer sind zugleich seltene Handelsleute, die die Produkte ihrer Natur und ihrer Geschicklichkeit den Ariern zum Austausch bringen. Einzelne der eingeborenen Stämme müssen sogar schon zu förmlichen Reichen zusammengeschlossen gewesen sein. So wird später das Pandhareich im Süden der Halbinsel und beim Vordringen der Arier vom Indus zum Ganges das ihres Bundesgenossen Krishna erwähnt. Ueber den Kulturzustand dieser Völker unterrichtet noch näher die vergleichende Sprachforschung, die jetzt auch diese dravidische Sprachfamilie in ihren Kreis gezogen hat. Sie besaßen Könige, die in kleinen Häusern wohnten, Sänger, die bei Festen Lieder vortrugen, und waren wahrscheinlich schon vor der Verührung mit den Ariern im Besitz eines Alphabets. Ein erbliches Priesterthum kannten sie nicht, und selbst die Vorstellung von Himmel und Hölle, Seele und Sünde scheint ihnen fremd gewesen zu sein. Doch glaubten sie an Götter, die sie als so bezeichneten — ein dem Ariesen völlig unbekanntes Wort — und in Tempeln (ko-il) verehrten. Sie hatten keine Richter; das Herkommen war ihr Gesetz. Ausgenommen Zinn, Blei und Zink kannten sie die wichtigsten Metalle; ebenso die größeren Planeten außer Merkur und Saturn. Ihre Sprachen zählten bis 100, wenige bis 1000. Aerzte und eine Arzneiwissenschaft gab es bei ihnen nicht, wohl aber Arzneien. „Weiler und Dörfer waren da, aber keine größeren Städte. Kähne, Boote und selbst seetüchtige Schiffe mit Verdeck wurden benutzt, aber nicht zu überseeischem Verkehr, und deshalb waren überseeische Länder (mit Ausnahme Ceylons) ihnen unbekannt; auch der Unterschied zwischen Festland und Insel tritt in ihrer Sprache nicht hervor. Ackerbau wurde sachverständig betrieben, und der Krieg war ihre Freude, Bogen und Pfeil, Speer und Schwert ihre Waffen. Handwerke wie Spinnen, Weben und Färben waren ausgebildet, ihre Comoden von großer Vollkommenheit.“ In Kunst und Wissenschaft sah es freilich noch ärmlich aus; ihre Sprache kennt kein Wort für Wildbauer- und Baukunst, Astronomie und Astrologie, Philosophie und Grammatik. Ihr Ausdruck für Geist ist „Zwerchfell“ oder „Znneres“; es gibt zwar ein dravidisches Wort für denken, aber nicht für Gedächtnis, Urtheil, Bewußtsein und Wille. (Oelmoit II).

Als die Arier in das Pandjab hinabstiegen, waren sie gemäß der Steppennatur ihrer bisherigen Wohnsitze in der Hauptfache Nomaden, deren vorwiegender Reichthum ihre Kinder-, Schaf- und Ziegenherden. Auch das Pferd züchteten sie; doch diente es lediglich zum Reiten, zumal vor dem Streitwagen, der bei den Ariern eine ähnliche Rolle spielt wie bei den griechischen Helden vor Troja. Ihrem Herdenbesitz entsprechend bestand ihre Nahrung in erster Linie aus Milch und Fleisch, ihre Kleidung aus Wolle und Fellen. Doch wußte man schon in der Heimat hölzerne Häuser zu zimmern und Gerste, Weizen und Hirse zu säen, ein Zeichen, daß man den Weg zur Sesshaftigkeit beschritten hatte. Von Metallen wurden Kupfer und Bronze bearbeitet. Eisen war selten. Die Waffen bestanden aus Bogen und Pfeil (dessen Spitze meist aus giftbetrichenem Horn), Keule, Art, Schwert und Speer. Waagen, Ruderfahrzeuge waren gleichfalls im Gebrauch. In der Ehe

herrschte durchweg die monogame Form, und die Frau genoß im Hause ähnlich wie bei den Germanen der größten Achtung. In der Spitze des Stammes stand der König, dem die Vertretung desselben in allen Angelegenheiten oblag, zumal als Opfernder gegenüber den Göttern.

Die ersten Kämpfe der Eindringenden galt dem Besitz des Fünfstromlandes, und hier liegt denn auch das eigentliche Aryanaria, das Arierland. Hier muß sich auch der Uebergang zur vollen Sesshaftigkeit vollzogen haben. Den Fortschritt der Kultur spiegeln die Gesänge dieser Zeit, die Veden, deutlich wieder. Im großen und ganzen herrscht eine Geschlechterorganisation, wie wir sie bei den Germanen des Tacitus finden. Das Kind ist nach wie vor der Indikator des Reichthums, wie der Fürst gopati, Besitzer von Kühen, der Kampf noch göttlich, Begehren von Kühen heißt, und tierische Erzeugnisse, wie Sauermilch, Rahm, Schmalz, Butter auch jetzt noch die Hauptnahrung bilden; doch gewinnt das auf der Tenne gedroschene Getreide immer größere Bedeutung. Das Haus ist dauerhafter gebaut. In der Mitte derselben findet sich der offene Herd und rings herum gleichmäßige Erderhöhlungen, die, mit Fellen bedeckt, als Bank und Lagerstätte dienen. Neben dem Hause trifft man auf den unfriedeten Krat für die Tiere und die Tenne zum Dreschen der Frucht. Im Hause waltet die Frau, die Speisen bereitend, Wolle verspinnend und aus Fellen zierliche Mäntel fertigend. Der Mann bestell das Feld und geht der Jagd oder dem Handwerk nach. Wagenbau und Schmiedekunst haben große Fortschritte gemacht; nicht nur das Gold wird zu kunstvollen Spangen und Ketten verfertigt; was wichtiger ist, die Verarbeitung des Eisens hat begonnen. Die Häuser stehen in Weilern oder Dörfern; einzelne scheinen mit Wällen aus Erde oder Stein geschützt gewesen zu sein, ist doch das Vorkommen der Endung pur, Burg, keine Seltenheit. Eine Gruppe von Dörfern bildet den Gau, dessen Oberhaupt der radjan, der Regierende. Seine Würde ist erblich und dann an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden, oder wird von den letzteren verliehen. Sie, die samiti, ist zuständig über alle wichtigen Fragen, wie Krieg und Frieden, sowie in allen Dingen, die den Stamm betreffen. Die wehrfähige Mannschaft gliedert sich nach Dörfern, will sagen nach angehörenden Sippen und Geschlechtern. In dieser Periode tritt zum ersten Male ein selbständiges Priesterthum auf, indem es dem Radjan freistand, sich beim Opfern von einem Purohita vertreten zu lassen.

Hand in Hand mit der Umwälzung der sozialen Verhältnisse ging der Wandel in den religiösen Anschauungen. Noch bleibt auch in der neuen Prägung die alte Naturreligion, wie sie allen arischen Völkern ursprünglich gemeinsam deutlich erkennbar. Die vorzügliche Verehrung fand Indra, der Regen und Sonnenschein spendende, der die Wasser des Himmels löst und mit dem Blitz die Wolken teilt, der mit den Feinden der Götter, den zerstörenden Gewalten der Natur, tödtliche Kämpfe befehdt, der die Burgen der Feinde der Arier, der alteingesessenen, schwarzhäutigen Dasyu zerbricht und ihre Reichen zu Tausenden lichtet. So ist er der Beschützer des Volks und seiner Stämme, der himmlische Typus des Ariers selbst, und wie dieser am honigsüßen, berauschenden Somatrank Gefallen findet, so spendet er in der Opferflamme dem Gott das begehrte Mahl. „Bereitet ist der Somatrank, o Indra, Dir; er fülle Dich mit Kraft! Trinke den trefflichen, Unsterblichkeit verleihenden und erfreuenden! Komme her, o Indra, trinke mit Lust den Geprühten, berausche Dich, o Held, die Feinde zu töten! Setze Dich auf meine Dedel! Hier, o guter, ist Saft gepreßt; trinke Dir den Rauch recht voll; Dir, o Fürchtbarer, spenden wir!“ Wie sich in Indra offensichtlich die Züge des germanischen Thor und Wotan vermischen, so entspricht Sūrya, der Sonnengott, dem Valdur, Agni, das aus dem Reibholz gewonnene Feuer, dem Loki der europäischen Nordländer, wenn auch in der Gestalt der skandinavischen Mythologie mehr die zerstörende Seite dieses Elements hervortritt.

Das Fünfstromland ist vom Gangesgebiet durch die unwegsame Wüste Thar getrennt. Schritt für Schritt drängen die Arier vor, dem fruchtbaren Streifen am Fuß des Himalaya folgend, bis sie das Mittelland zwischen Djamna und Ganges besetzen. Und als auch hier das Volk sich staut, wenden sie sich gen Südwesten, wo der reiche Landstrich zwischen den Aratwallbergen, den Abhängen des mittelindischen Tafellandes, und der Tharwüste an den Golf von Cambay im Süden der Halbinsel Gudscherat leitet. Auf der Westseite Indiens ist dies der südlichste Punkt, den die Arier in geschlossener Siedelung erreichen. Hier treten sie in nähere Beziehung zum Meer, das sie früh in die Ferne führt; bald danach muß die Besiedlung Ceylons durch die Arier begonnen haben. Für den Fortgang der Geschichte der Arier in Indien ist jedoch die Entwidlung ausschlaggebend, die im Mittelland zwischen Djamna und Ganges einsetzt. Am weitesten nach Osten vorgezogen waren die Drisui, ein Stamm der mächtigen Bharata. Zwischen ihnen und den westlichen Stämmen kam es zu langen, blutigen Kriegen, die die nachdrängenden Weststämme in ihrer Vorwärtsbewegung schließlich zum Stillstand bringen und sie der führenden Rolle berauben. Von den meisten dieser Stämme haben wir denn auch keine weitere geschichtliche Kunde mehr von Belang. Nur einer von ihnen, die Puru, erhielten sich länger; ihr König (Poros) war es, der beim Einbruch Alexanders von Macedonien in Indien diesem am Behut entgegen trat und unterlag. Die Oststämme dagegen unterwarfen allmählich das gesamte Gangesgebiet und schufen hier die ersten arischen Staatenbildungen größeren Stiles.

Die wichtigsten Quellen über diesen Zeitraum sind zwei Epen, das Mahabharata und das Ramayana. Das erstere, die Geschichte der Bharata behandelnd, spielt in jenem Mittelland zwischen Ganges

und Djanna und hat große Entscheidungskämpfe zwischen dem Osten und Westen der arischen Welt zur Grundlage, wenn auch der geschichtliche Kern sich nicht mehr voll herausheben läßt. Ein veränderter Zustand des arischen Lebens tritt uns entgegen. Der Fortschritt der Kultur hat zu weiterer Arbeitsteilung und damit zur Bildung von Ständen geführt. Die Masse des Volks, die Waiha, geht hinter dem Pfluge und vertauscht ihn nur zur Not noch mit dem Schwerdt. Der Schutz des Landes liegt den Athria ob, dem Kriegesadel, der, auf seinen Burgen sitzend und mit reichem Grundbesitz ausgestattet, das Waffenhandwerk vom Vater auf den Sohn vererbt. Feudalistische Verhältnisse sind aufgetreten und an den Höfen der Fürsten und auf den Schlössern der Ritter entfaltet sich ein Treiben, das in mancher Hinsicht an das Leben unseres Mittelalters gemahnt. Ueber dem Kriegesadel selber erhebt sich der König, der zuerst ein Gleicher unter Gleichen seine Macht und Würde fest gegründet hat. Das Namahana dagegen, wie es den Priester Valmiki zum Verfasser haben soll, zeigt bereits den Umschwung, der den Kriegesadel in seiner führenden Rolle durch die Brahmanen ablöst; nach einer Periode blutiger Selbstzerfleischung unterlag er der Priesterkaste, zu der Ansätze bereits im Indusgebiet vorhanden gewesen. —  
H. Laufenberg.

## Kleines feuilleton.

**h. Gelbe Blumen.** Gelb ist die bestimmende Farbe der herbstlichen Flora. Ob wir nun durch Wald und Feld schweifen, ob wir einen Blick in den Garten werfen oder ob wir die Schaufenster-Auslagen einer Blumenhandlung mustern, die um die jetzige Jahreszeit am meisten auffällige Farbe ist stets die gelbe. Eine kleine Einschränkung muß diese Behauptung allerdings erfahren, und zwar hinsichtlich der Schaufenster der Blumenhandlungen. Hier vermischte sich das Gelb nicht selten mit anderen Farben, so daß es in manchen Fällen nicht so sehr hervorsteht. Das ist kein Zufall, sondern wird von den Schaufenster-Arrangeuren absichtlich veranlaßt. Im Publikum herrscht ein gewisses Vorurteil gegen gelbe Blumen, und diesem Umstand muß der Inhaber eines Blumengeschäftes wohl oder übel Rechnung tragen. Dasselbe Publikum, das sich an dem Blumenbilde eines herbstlichen Feldes oder einer Gartenanlage nicht satt sehen kann, trotzdem hier die gelbe Farbe die vorherrschende ist, wendet sich ab, wenn ihm ein gelber Blumenstrauch überreicht wird.

Dieses so weit verbreitete Vorurteil gegen gelbe Blumen findet seine Begründung in der Einbildung. In der Symbolik der Blumensprache vertreten gelbe Blumen die gewiß wenig schmeichelhaften Eigenschaften des Neides, des Hasses und der Mißgunst. Hierdurch mag das Vorurteil gegen gelbe Blumen erklärlich werden, aber irgend eine Verechtigung läßt sich daraus nicht ableiten. In der Tat, dieses Vorurteil ist ein solches, das jeder schnellstens beiseite legen sollte, denn die gelben Blumen haben als Schmuckwert eine gewiß nicht geringere Bedeutung als alle anderen Blumenfarben. Zugegeben mag werden, daß unter den gelben Blumen solche sind, die das Auge beleidigen können, die nichts weniger als „schön“ wirken; allein, derartige Tönungen gibt es auch unter anderen Blumen. Daß der Widerwille gegen gelbe Blumen wirklich nur auf Einbildung beruht, ergibt sich aus der Tatsache, daß vereinzelte gelbe Blumen, es sei nur an die gelbe Maredhal Niel-Rose erinnert, stets mit großem Entzücken aufgenommen worden sind. Auch der Umstand mag hier erwähnt sein, daß der Eindruck der herbstlichen Gartenflora trotz des Vorherrschens der gelben Farbe wohl stets als ein einwandfreier hingegenommen wird.

Es dürfte mithin auf der Hand liegen, daß wir alle Ursache haben, mit diesem alten, leider so tief eingewurzeltten Vorurteil gegen die gelben Blumen endgültig zu brechen. Nehmen wir nur einmal ein paar Hände voll gelber Blumen — es dürfen das gestrotz ganz gewöhnliche Feld- und Waldblumen sein — und verweilen diese in einfache schmucllose Wassergläser gestellt, zur Aufheiterung des Wohnzimmer, wobei nur dafür zu sorgen ist, daß das Gelb der Blumen mit der Farbe der Umgebung in keinerlei Disharmonie gerät, und dann betrachten wir vorurteilsfrei die Stimmung, da kann es dann gewiß nicht verborgen bleiben, daß auch die gelben Blumen Anspruch auf das Prädikat „schön“ erheben dürfen.

Man hat schon vielfach versucht, dies Vorurteil zu bekämpfen, und manche Inhaber großstädtischer Blumengeschäfte haben sich diesen Bestrebungen angeschlossen, indem sie durch ihre Schaufensterauslagen die Wirkung gelber Blumen einem größeren Publikum vorführen. Ja, man hat es auch durchgeführt, eine Blumenausstellung zu arrangieren, die als eine „gelbe“ Blumenausstellung bezeichnet werden kann. Das war im vorigen Jahre auf der Düsseldorf-Kunst- und Gartenbau-Ausstellung, wofür selbst für ein Sonderunternehmen die Vorschrift bestand, daß zu den Blumensträußen, Blumenkörben und zu anderen Blumengebinden in der Hauptsache nur gelbe Blumen zur Verwendung kommen durften. Und das Publikum war in der Mehrzahl voll des Lobes über diese Veranstaltung. Ähnliches brachte auch die jüngst geschlossene Darmstädter Ausstellung, wofür selbst der Besucher die Wirkung der gelben Farbe in einem „gelben“ Blumengarten empfinden konnte. Hier waren zur Ausstattung eines Gartens ausschließlich gelbe Blumen verwendet worden. —

**t. Die trommelnden Fische.** Schon Alexander v. Humboldt erzählt in der Beschreibung seiner großen Reise nach Amerika, daß eines Tages die ganze Besatzung des Schiffes durch ein ungewöhnliches Geräusch, das täuschend einem Getrommel gleich, geradezu erschreckt worden sei. Kamte man sich doch durchaus nicht erklären, woher diese Töne auf offenem Meere kommen sollten. Zunächst glaubte man, daß sie vom Winde verübt würden, dann wurde befürchtet, daß das Schiff led geworden wäre und daß das eintretende Wasser die merkwürdigen Laute verursachte. Andere Weltreisende haben später von ähnlichen Erlebnissen berichtet und das fragliche Geräusch außer mit dem Klang von Trommeln auch mit einer Orgel, mit Glöden, starken Harfentönen und Frochquaten verglichen. Man kam schließlich dahinter, daß die Musikanten in Fischen zu suchen waren, die in großen Schwärmen die Schiffe zuweilen begleiten und sich auch an sie anhängen. Mit den Jahren sind dann verschiedene Arten solcher Fische in den einzelnen Meeresgebieten entdeckt worden, die heute in der Tierkultur zu der Familie der Umberfische zusammengefaßt werden. Der deutsche Forscher Bechuel-Loesche hat genauere Mitteilungen über den im westlichen Atlantischen Ozean vorkommenden Vertreter der Trommelfische gemacht und die von ihm hergebrachten Geräusche ganz eigenartig, am ehesten aber dem Schreien eines Pferdes vor gefüllter Krippe vergleichbar gefunden. Eine Erklärung für die Entstehung dieser Töne ist in befriedigender Weise bisher überhaupt noch nicht gegeben worden. Jetzt hat Dr. Smith von dem staatlichen Fischereiamt in Washington in der Wochenschrift „Science“ eine gründliche Untersuchung über das Trommeln der Fische veröffentlicht, nachdem er es jahrelang beobachtet und seine Urheber studiert hat. Er nennt zunächst die älteren Anschauungen über dessen Ursprung. Einige Naturforscher haben geglaubt, daß die Trommelgeräusche durch das Zusammenklappen der Schlundzähne im Fischmaul hervorgerufen werden. Da aber bei den Schiffen, an die sich solche trommelnden Fische angehängt haben, gleichzeitig mit dem Geräusch meist ein Erzittern des Schiffsrumpfes beobachtet wird, hat Günther, einer der größten Fischkennner der Gegenwart, vermutet, daß jene Laute eher durch das Anschlagen der Fischschwänze gegen die Schiffswände herbeigebacht würden. Dies Verhalten der Tiere wäre dann weiterhin noch damit zu begründen, daß sie sich durch das Anschlagen der Schwänze von Schmarotzern befreien wollen, die sich auf ihnen festgesetzt haben. Andere Forscher haben vermutet, daß die Fische das Trommeln dadurch zuwege bringen, daß sie Luft aus der Luftblase in eine seitliche Kammer hineinpressen. Ferner gelangte man zu der Annahme, daß die Fische ein besonderes Organ zur Erregung der Töne besäßen, kam aber zu keiner bestimmten Ansicht über die Beschaffenheit dieser Einrichtung. Endlich ist Dr. Smith die Feststellung gelungen, daß die sonderbaren Fische über einen eigenen „Trommelmuskel“ verfügen, der zwischen den Muskeln des Unterleibs und dem Bauchfell eingelagert ist und sich durch eine auffallend rote Färbung von seiner Nachbarschaft abhebt. Der Muskel steht in engem Verhältnis zu der großen Luftblase und bringt durch schnelle Zusammenziehungen den trommelartigen Ton hervor, indem die gespannte Luftblase dabei gewissermaßen als Resonanzboden dient. Wenn den Fischen die Luftblase oder die zu jenem Muskel führenden Nerven ausgeschnitten werden, vermögen sie den Ton nicht mehr zu erzeugen, der jedoch wieder erscheint, wenn an Stelle der Luftblase ein anderer zur Leitung von Schallwellen geeigneter Gegenstand in den Fischkörper eingeführt wird. Bei einigen Arten befanden sich nur die männlichen Fische im Besitz des Trommelmuskels, bei anderen beide Geschlechter, doch gibt es auch Mitglieder der Familie, die dieses Organs und damit der Fähigkeit des Trommelns ganz entbehren. An den atlantischen Küsten leben nicht weniger als sieben Gattungen aus der Familie der Trommelfische, die insgesamt aus über 100 Arten besteht und fast in allen Weltmeeren verbreitet ist. —

## Notizen.

— Vom hungrigen Hecht. Die Zeitschriften „Vom Fels zum Meer“ resp. „Die weite Welt“ werden künftig mit dem Inhalt der „Gartenlaube“ erscheinen. Der Inseratenteil bleibt selbständig. —

— Ein neues griechisches Paphroskorpis hat Professor Wessely in Wien herauszugeben begonnen. Es soll die Urkunden der ägyptischen Stadt Hermupolis enthalten. Der erste, bereits erschienene Band enthält die Reste des Stadtarchivs. —

— Betriebsam. Mathilde Seroa hat im Sommer einen Roman geschrieben und daraus gleich ein Theaterstück gemacht. Beide Werke führen den Titel „Nach der Verzeihung“. —

— Im Schauspielhaus geht demnächst Jordan's Verluftspiel „Durch's Ohr“ neu einstudiert in Szene. —

— Die Wiener Sezession veranstaltet für die Monate November und Dezember eine Ausstellung moderner religiöser Kunst. Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe und Graphik sind zugelassen. —

— Der Denker See, der einzige See des ehemaligen Kurhessen, ist im langamen Verschwinden begriffen. Die unterirdische Quelle des Sees scheint einen neuen Weg durch ein nahe Spatbergwerk genommen zu haben. —